



Marc Naumann hat selbst zwei Hirntumore überlebt. Er muss noch alle sechs Monate zur Kontrolle in die Klinik.

FOTO: SONJA MARZONER

Törn der guten Hoffnung

Marc Naumann will mit den „Segelrebell“ Krebskranken einen Anker nach der Chemotherapie und einen Lichtblick für die Zukunft bieten. Sein Konzept: den Patienten eine Segelreise ermöglichen, bei der sie aktiv eingebunden und gefordert werden

VON THOMAS BECKER

Marc Naumann hatte einen Plan: „Ich verkaufe alles, was ich habe, kaufe mir ein Schiff und segele los, ganz egal wohin. Und vor allem: egal wie lange. Irgendwann werde ich umkippen und sterben, so viel ist klar. Ich will niemandem zur Last fallen, nicht im Krankenhaus sterben, sondern auf dem Meer. Vielleicht wird man mich finden, vielleicht auch nur mein Boot. Niemand wird wissen, was mit mir passiert ist.“ An diesem Punkt hakte die Psychologin ein – und rettete ihm das Leben. Naumann erinnert sich gut an das Gespräch: „Wir saßen auf einer Bank draußen im Garten. Sie sagte: ‚Das ist eine schöne, romantische Idee. Gefällt mir sehr gut. Aber du hast halt auch Verantwortung für deine Familie und Freunde. Die erwarten von dir, dass du gesund wirst. Und stell dir vor, die anderen wären betroffen: Würdest du nicht auch wünschen, dass die wieder gesund werden?‘ Damit hat sie mich gepackt, und ich habe gesagt: Okay, Chemotherapie.“

Naumann ist 33, kommt aus Gerlesberg, einem Dorf mit zwölf Häusern bei Passau. Seit sechs Jahren lebt er in München, hat im vergangenen Jahr sein Jura-Studium abgeschlossen, fährt Ski, hat zwei Hirntumore überlebt, arbeitet als Journalist, Skipper – und demnächst als Segelrebell: Im März wird er mit einer Handvoll Krebskranker zehn Tage lang von Marseille nach Mallorca schippern. Aber der Reihe nach.

Vor fünf Jahren sieht Naumann plötzlich Doppelbilder, wie er es nennt, sieht alles übereinander. Ein Arzt in Leipzig, wo Naumann studiert, diagnostiziert einen Tumor, der flott operiert werden müsse, sonst platze das Hirn. Naumann holt sich eine zweite Meinung, bei einem Neurologen in Großhadern. Der meint: nicht so tragisch, erst mal beobachten. Tatsächlich

Als sein Freund Hannes an Krebs stirbt, ist das die Geburtsstunde der Segelrebell

schumpft der Tumor. Eine Cortison-Therapie soll weiterhelfen. Doch dann bekommt Naumann Kopfschmerzen, wenn er sich nach vorne beugt – der Tumor wächst wieder.

Der Arzt lässt ihn nicht mehr nach Hause – „sonst fällst du mir vielleicht tot um“. Er ist geschockt, weint, die Eltern und die Freundin aus Paris kommen ins Krankenhaus. „Aber keiner wusste: was machen?“, sagt Naumann. Eine Biopsie, bei der der Tumor sozusagen angepiekt wird, bringt Klarheit: ein Germinom, ein seltener, aber gutartiger Tumor zwischen Wirbelsäule und Hirnkammern, zu bekämpfen mit Strahlentherapie. Eine Minute Bestrahlung, keine Schmerzen, zwei Monate lang.

Naumann sitzt in T-Shirt, Jeans und mit Laptop auf der Intensivstation, und die Pfleger sagen: „Endlich mal einer, der selber atmen kann.“ Wäre er dem Rat des Leipziger Arztes gefolgt, hätte er nach einer rickanten OP womöglich Lähmungen davongetragen. Stattdessen joggt er die zwölf Stockwerke in der Klinik hoch. Naumann sagt: „Das Schlimme am Tumor ist: Man merkt nichts, sieht nichts, fühlt nichts, aber man sagt dir: Du bist jetzt krank.“

Zwei Monate nach der Strahlentherapie ist er dann doch krank: Fatigue-Syndrom, den ganzen Tag todmüde. In der Klinik heißt es: gesund, ab nach Hause. Naumann packt seine Sachen, fährt in die WG. „Da war niemand“, sagt er heute über diesen Moment. „Ich habe mich in eine Bar gesetzt und gewartet, bis mein Mitbewohner nach Hause kam.“

Er will weiter studieren, hat sich noch im Krankenhaus für ein Seminar angemeldet. „Doch der Professor sagte zu mir: ‚Willst du nicht ein Urlaubssemester machen? Mach mal Pause!‘ Das Schlimmste, was man mir sagen konnte! Ich wollte doch Examen machen!“

Es geht nicht. Naumann macht Pause, erholt sich, ein halbes Jahr lang. Dann geht es abwärts. „Ich war kurz vorm Verzweifeln, dachte: Das wird nie wieder was.“ Er schläft den ganzen Tag, und wenn er doch mal was machen will, ist er auch schon wieder zu müde.

agiert haben. Er ruft seine Schwester an, sie müsse kommen. Naumann will nicht mehr. Er will nur noch weg. Aufs Schiff. In den Tod.

Die Psycho-Onkologin holt ihn zurück, auf der Bank im Garten, macht ihm klar, dass es schon nächste Woche zu spät sein kann. Naumann versteht – und wird aktiv: stellt seine Ernährung um, macht mit der zur Belastung gewordenen Freundin Schluss, zieht aus der gemeinsamen Wohnung aus und schneidet sich die Haare ab. „Ich wollte nicht zuschauen, wie die büschelweise ausfallen.“ So geht er rein in die Chemotherapie. Vier Tage Chemie, zwei Wochen Pause daheim. Er joggt, hat sich vorgenommen: Diesmal bestimme ich, wo es lang geht. Der erste Zyklus läuft super, im zweiten lernt er Hannes kennen, geht mit ihm zum Joggen, Skifahren, Wakeboarden – und zum Segeln an den Ammersee. Nach dem dritten Zyklus will er den Atlantik überqueren, fragt den Arzt, ob er mal

Calais. Acht Grad, Regen, durchnässte Schlafsäcke, Taucherbrillen gegen den Sturm, Segel kaputt, Motor kaputt, teilweise 30 Stunden durchgesegelt. Naumann schwärmt: „Boris ist der beste Segler, den ich kenne. Weil er in jedem Moment, wenn irgendwas schief ging, eine Lösung gesucht hat, ohne das perfekte Wissen zu haben. Das hat mich so inspiriert.“

Eine Fischereiflotte hat sie in der Nacht bei der Seenotrettung gemeldet, und die kommt am nächsten Morgen vorbei und schleppt die beiden Erschöpften ab. Erst jetzt, beim obligaten Anker-Schluck, erklärt Naumann seinem Skipper, was es mit seinen nicht vorhandenen Haaren auf sich hat, dass er kein Raver-Typ ist, sondern gerade aus der Chemo kommt. „Da fing Boris an zu weinen und meinte: ‚Es ist so schön, dass du dabei bist, dass ich dir das gerade bieten kann.‘ Jeder andere hätte gesagt: ‚Werde erst mal wieder gesund. Viele Leute wollen mit Krebs nichts zu tun

Familie und Freunden die Côte d’Azur entlang – als Einziger, der segeln kann. An der Uni läuft es prima. Am letzten Prüfungstag erfährt Naumann per SMS, dass sein Freund Hannes den Kampf gegen den Krebs verloren hat. Es ist praktisch die Geburtsstunde der „Segelrebell“. Naumann denkt sich: „Bevor ich mein Referendariat anfangen, das ich zwei Jahre lang nicht abbrechen kann, gehe ich jetzt segeln. Mit anderen Leuten, die in der Situation sind, in der ich auch war. Ich will die mitnehmen und ihnen zeigen: alles nicht so schlimm. Tragisch, aber du kannst was daraus machen. Du musst nicht aufgeben. Du musst nicht sagen: Hilf mir bitte jemand! Zieh dich selber raus! Mach das!“

Und Naumann setzt seine Idee um: Fährt im Juni nach dem mündlichen Examen zum Segeln nach Kroatien und feilt am Rebell-Konzept. „Wir wollen kein Mitleid, wollen nicht krank sein, sondern stemmen uns dagegen.“ Im Herbst geht die Internetseite www.segelrebell.de online, er erntet viele ermutigende Sätze, aber keine Teilnehmer für die Jungfernfahrt im März, die 250 Euro kostet. Im Dezember dann die erste Teilnehmerin: eine junge Frau mit Lymphdrüsenkrebs, die durch die Krankheit auch noch ihr Kind verloren hat. Es folgt: eine Frau mit Brustkrebs, und im Januar ist das Boot dann

Mit Boris Aljinovic, dem früheren Tatort-Kommissar, will er nach New York segeln

voll. Sechs Krebskranke, fast alle Nicht-Segler, teilweise noch in der Chemotherapie. Sie müssen einen Fragebogen ausfüllen, ein Attest holen, beim Arzt absichern: „Jeder muss sagen, was für Vorkehrungen er braucht“, sagt Naumann. „Wenn einer innerhalb von vier Stunden einen Arzt braucht, segeln wir entsprechend an der Küste lang.“ Andere Veranstalter haben ihm abgeraten: zu gefährlich. Doch er weiß: „Es gibt gerade für junge Erwachsene kaum Angebote, die helfen. In der Kur rumsitzen? Du bist zwar krank, aber du musst dich nicht so fühlen, musst nicht so leben. Du musst dein Leben nicht einfach so ableben. Sondern es in die Hand nehmen, das Schiff steuern. Wenn du an Land keine 500 Meter gehen kannst, ohne außer Atem zu sein, kannst du trotzdem das Schiff durch den Sturm steuern. Ich zeige dir, dass du das kannst, auch wenn du schwach bist. Aber es ist kein Bade-Urlaub mit Schnorcheln und Cocktails. Ausklippen gibt es nicht. Das ist ähnlich wie der Krebs: Der sagt dir auch: Pause ist nicht.“

Alle sechs Monate geht Naumann zur Kontrolle in die Klinik. „Dort sagen sie: ‚Es ist so schön zu sehen, dass es funktioniert.‘ Eine Pflegerin hatte gerade ihren ersten Tag und war total fertig: ‚Erzähle der mal, was du machst.‘ Kann es eine bessere Motivation geben als diesen jungen Mann?“

Der zweite Rebellentörn steht schon, von Izmir nach Athen, im Sommer, in einem 90 Jahre alten Boot eines Gönners. Naumann hofft auf Sponsoren, auf ein eigenes Rebellenschiff: „Und wenn ich irgendwann doch mal als Anwalt arbeite, hoffe ich, dass die anderen dann weitersegeln.“ Und der New-York-Kaffee mit Boris, dem Ex-Kommissar? „Der steht noch aus. Aber vielleicht nehme ich ihn mal mit und nicht er mich.“



„Du musst dein Leben nicht einfach so ableben“, sagt Naumann anderen Krebskranken. „Sondern es selbst in die Hand nehmen, das Schiff steuern.“

FOTO: IMAGO

Erst nach sechs Monaten wird es besser, er kann wieder zur Uni gehen, schöpft Mut. Kurz nach dem 30. Geburtstag: der nächste Rückschlag. „Wir haben da was gesehen“, heißt es bei der Nachuntersuchung. Ein Zentimeter daneben ist etwas nachgewachsen. Kurz zuvor hat Naumann im Fernsehen eine Dokumentation über Chemotherapie gesehen. Kernsatz des Arztes, der sich der Tortur selbst unterziehen musste: „Das würde ich meinen Patienten nie wieder antun.“ Naumann sagt: „Ich hatte wahnsinnige Angst und meinte zum Arzt: ‚Das geht jetzt nicht! Ich gehe nicht in dieses Krankenhaus, um krank zu werden. Ich will nicht wieder in diese Müdigkeit, diese Passivität fallen.‘ Wieder weint er, aber diesmal auch aus einem anderen Grund: Wie bringe ich das meinen Eltern bei? Er hat gesehen, wie sie damals re-

drei statt zwei Wochen Pause machen kann. Kann er nicht: zu schlechte Blutwerte. Vor dem vierten Zyklus heißt es: Das funktioniert so gut, wir versuchen eine Hochdosis Chemo, die alle Zellen abtötet. „Danach habe ich mich wie tot gefühlt“, erzählt Naumann. In zwei Wochen nimmt er sechs Kilo ab, will nur noch in Ruhe gelassen werden, kann und will nicht mehr.

Doch sein Körper regeneriert sich, der Tag der Entlassung aus der Klinik rückt näher – und schon am Tag danach ist Naumann in Cuxhaven: zwei Wochen Segeln auf der Nordsee, nach Dover, mit Boris Aljinovic, dem ehemaligen Berliner Tatort-Kommissar. Das Internet-Portal „Hand gegen Koj“ hat die beiden zusammengespült, und bald steht ihr Plan: nächstes Jahr nach New York, zum Kaffee trinken. Doch im Herbst 2012 kommen sie nur bis

haben. Und viele schämen sich, krank zu sein – weil niemand damit umgehen kann oder will.“

Segeln wird für Naumann etwas Befreiendes, etwas wirklich Wichtiges. Interessiert hat er sich schon immer dafür. Als Kind hatte er mit einem Piratenschiff gespielt und im Fernsehen die Geschichte einer Münchner Familie gesehen, die mit ihren Kindern die Welt umsegelte. 2006 buchte er eine Segel-Woche vor Kroatien und kaufte sich dann in Leipzig eine Jolle für 1000 Euro und brachte sich auf dem Copendener See selbst das Segeln bei: „Ich fand diese Freiheit toll, dieses Nicht-Angewiesensein auf irgendeinen Motor.“

Nun, als er krank ist, intensiviert er die Sache. Vom Krankenhaus aus meldet er sich für den Segelschein an und schippert nach dem ersten Sieg über den Tumor mit

SCENARIO

Nach dem Film ist vor dem Film

Berlin hustet, aber kaum einer lässt den FFF-Empfang sausen

Berlin/München – Der Februar ist nicht unbedingt die beste Zeit, um im zügigen Berlin luftige Abendgarderobe auszuführen. Dass sich dieser Tage trotzdem Frauen in sagenhaft knappen Kleidchen am Potsdamer Platz tummeln, hat mit Deutschlands größtem Filmfestival zu tun: Die Berlinale verlangt vollen Körpereinsatz, im dicken Wintermantel wird man eben kaum fotografiert. Die Folgen davon lassen sich gegen Ende des Festivals nicht mehr verbergen: Beim Berlinale-Empfang des Film-Fernseh-Fonds Bayern wird gehustet, geniest und geschneift, statt Leberkäse und Weißwürsten könnte man auch Hühnersuppe und Ingwertee servieren.

50 Anträge

liegen für die nächste Förderrunde vor. Das hat Klaus Schaefer, Geschäftsführer des Film-Fernseh-Fonds Bayern, am Donnerstag in Berlin verraten. Der Vergabeausschuss tagt am 25. Februar, danach wird es einige glückliche und viele traurige Gesichter geben. So läuft es aber immer: Nicht jedes Projekt kann gefördert werden, nur die besten kommen durch. GRÜ

Trotzdem sind etwa fünfhundert Gäste in die Bayerische Vertretung in Berlin-Mitte gekommen: Mina Tander trägt ein schickes rotes Kleid und freut sich über die Glückwünsche zum Erfolg ihres Films „Frau Müller muss weg“, outfitmäßig getoppt wird sie nur von Regina Ziegler, die eine lila Plissee-Kreation mit einer Art Wurstkette kombiniert. Die Berliner Filmproduzentin ist bekannt für ihren eigenwilligen Modgeschmack, begleitet wird sie von ihrer Tochter Tanja. Auch sonst setzen die Gäste auf Familienbande: Iris Berben ist mit ihrem Sohn Oliver da, SPIO-Präsidentin Manuela Stehr mit ihrem Mann Stefan Arndt, Martin Semmelrogge mit seinem Sohn Dustin.

Ohne Anhang, dafür aber mit einem neuen Projekt ist Kostja Ullmann unterwegs: „Ich drehe ab Mai einen Film in München“, erzählt der Schauspieler und Mädchenschwarm, da müsse er sich bei den Förderern sehen lassen. Von der Berlinale habe er dieses Jahr wenig mitbekommen: „Mich hat die Grippe erwischt, ich lag vier Tage lang im Hotelzimmer.“

Auch Barbara Sukowa ist angeschlagen: „Ich gebe Ihnen besser nicht die Hand“, sagt sie zur Begrüßung, mit dem Berlinale-Virus hat sie sich aber nicht infiziert. Die Schauspielerin ist erst tags zuvor aus ihrer Wahlheimat New York eingeflogen, dort kann es im Februar ja auch recht zügig sein. In Sukowas neuem Film „Die abhandene Welt“ stecken ebenfalls bayerische Gelder, deshalb ist sie auch nicht alleine da: Gemeinsam mit Schauspielkollegin Katja Riemann und Regisseurin Margarethe von Trotta posiert sie für die Fotografen, eine Art Ü 50-Girlgroup für die Feuilletons. Auch von Trottas Exmann Volker Schlöndorff ist beeindruckt und gratuliert. „Es ist immer gut, wenn man einen Film auf der Berlinale hat“, sagt er hinterher mit einem Anflug von Neid. „Ich habe seit vergangenen Jahr nicht mehr gedreht. Deswegen bin ich hier, so wie alle anderen auch.“ Nach dem Film ist eben vor dem Film und ohne Geld von der Förderung gebe es keinen Film, so der Regisseur. Das ist bekannt, doch keiner spricht das an diesem kalten Berliner Wintertag so deutlich aus wie Schlöndorff.

JOSEF GRÜBL



Margarethe von Trotta, Katja Riemann und Barbara Sukowa (oben v. li.) präsentieren sich beim FFF-Empfang genauso den Fotografen wie Uli Edel und Katja Eichinger. FOTOS: KURT KRIEGER / FFF BAYERN